

Zeit- und Menschenbilder in zwei neueren Romanen

Man mag darüber streiten, was im Roman wie überhaupt im epischen Prosawerk das wichtigste und ausschlaggebende Moment sein sollte: das Zeitbild oder das menschliche Schicksal. Soll die Erzählung mehr das einer gewissen Periode Gemeinsame oder doch das für bestimmte Stände, Gesellschaftsklassen, Berufsarten Bezeichnende berücksichtigen, oder soll sie den Menschen selbst, das Individuum, die Erlebnisse und Schicksale des einzelnen zum Gegenstande wählen? Soll sie die von ihr vorgeführten Gestalten derartig mit den charakteristischen Merkmalen einer bestimmten Zeitspanne ausstatten, daß sie außerhalb dieser zeitbedingten Grenze ihre Berechtigung verlieren, oder soll sie unter Wegräumung von solchen Schranken und Bindungen die Personen des Romans in ihren Eigenschaften, ihren Vorzügen und Mängeln, ihrem Wünschen und Wollen so schildern, daß beim Leser die menschliche Anteilnahme im Vordergrunde steht, das Interesse für die Probleme, Verhältnisse und Zustände jener Periode sich erst in zweiter Linie einstellt?

In Wirklichkeit hat jede dieser Auffassungen ihre innere Berechtigung, besitzt ihre leicht erkennbaren Vorzüge und ihren unbestreitbaren Wert und kann, von einem echten Dichter und Künstler in Anwendung gebracht, reife, gehaltvolle Früchte bringen. Beweis dafür sind zwei überragende Erscheinungen der jüngsten Romanliteratur, die beide zweifellos zum Bedeutendsten gehören, was in den letzten Jahrzehnten auf diesem vielgepflegten Gebiete veröffentlicht wurde: „Der Zauberberg“ von Thomas Mann und „Papst und Kaiser im Dorf“ von Heinrich Federer¹.

I.

„Die Geschichte Hans Castorps, die wir erzählen wollen: ... ist schon sehr lange her, sie ist sozusagen schon ganz mit historischem Edelrost überzogen und unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen.“ Mit diesen kühlen Worten stellt Thomas Mann ironisch lächelnd seinen großen zwölfhundertseitigen Roman dem Leser vor. Was der Dichter unter „tiefster Vergangenheit“ hier verstanden wissen will, sagt er selbst: „Die hochgradige Verfloffenheit unserer Geschichte rührt daher, daß sie vor einer gewissen, Leben und Bewußtsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt... Sie spielt, oder, um jedes Präsens geflissentlich zu vermeiden, sie spielte und hat gespielt vormals, ehemals, in den alten Tagen, der Welt vor dem Kriege, mit dessen Beginn so vieles begann, was zu beginnen wohl kaum schon aufgehört hat. Vorher also spielt sie, wenn auch nicht lange vorher“ (I, 9). So wissen wir denn, daß auch wir einst mitten in dieser „tiefsten Vergangenheit“ lebten, daß auch wir Zeitgenossen der hier geschilderten Ereignisse und Zustände waren.

¹ „Der Zauberberg“, Roman von Thomas Mann. 2 Bände. Berlin 1925, Fischer. — „Papst und Kaiser im Dorf.“ Eine Erzählung von Heinrich Federer. Berlin 1924, Grote.

„Ein einfacher junger Mann reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündischen. Er fuhr auf Besuch für drei Wochen“ (S. 11). Dieser Feriengast ist kein anderer als Hans Castorp, der anscheinend erblich für das Sanatorium schon etwas prädestinierte Sprößling aus einer reichen hanseatischen Familie. Ein „einfacher“ Mann, d. h. „weder ein Genie noch ein Dummkopf“, dem aber die „Achtung vor seinem Schicksal“ in den Augen des Verfassers „eine gewisse überpersönliche Bedeutung“ gibt (57). Ein noch „junger“ Mann, also unvollendet, aufnahmefähig und Einflüssen der verschiedensten Art zugänglich, daher ähnlich wie sein fernes Vorbild Wilhelm Meister, ganz geeignet, der Held eines Bildungsromans zu werden, der seinem Verfasser Gelegenheit gibt, aus dem Schatz der eigenen wissenschaftlichen Kenntnisse und der Erfahrungen eines regen und reifen Lebens wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn in kaum verschleielter didaktischer Absicht den Zeitgenossen und der Nachwelt Lebensweisheit zu spenden.

Castorp besucht seinen lungenkranken Vetter Joachim Ziemßen, einen ritterlich denkenden, für den Soldatenstand begeisterten Jüngling, der schon seit vielen Monaten im internationalen Sanatorium „Berghof“ zu Davos-Dorf weilt, dessen sehnlichster Wunsch es aber ist, diesem „Zauberberg“ sobald als möglich zu entinnen und unten „im Flachland“, wie die Lungenkranken „hier oben“ für gewöhnlich von der ganzen übrigen Welt mit einer Beigabe von Verachtung zu sprechen pflegen, in der Uniform des Berufsoffiziers seinem Vaterlande zu dienen. Schon nach wenigen Tagen übt indes der „Zauberberg“ auf Castorp die gewohnte einflussende Wirkung aus, die mit Ausnahme des Idealisten Joachim alle seine Insassen verspüren, und da der Arzt auch bei ihm „eine feuchte Stelle“ entdeckt, so läßt sich der willensschwache Junge bewegen, probenhalber bis auf weiteres im Sanatorium zu bleiben. So werden aus den anfänglich in Aussicht genommenen drei Wochen zunächst ebensoviele Monate, dann halbe, dann ganze Jahre, bis endlich der Begriff der Zeit sich für ihn wie für die meisten Kurgäste so weit verändert und verflüchtigt, daß Castorp jede klare Vorstellung über die Dauer seines Aufenthalts „hier oben“ verliert. Erst der Ausbruch des Weltkriegs weckt den tatenlosen Träumer auf und mahnt auch ihn an seine Pflicht. Als Freiwilliger folgt der junge Hamburger der Fahne seiner deutschen Heimat und stirbt — so wenigstens läßt sich aus den absichtlich dunkel gehaltenen Äußerungen des Dichters mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen —, körperlich und geistig zum Manne gereift, in Flandern den Heldentod.

Das ist in rohen Umrissen die Geschichte Hans Castorps. Neben dem Helden lernen wir aber auch eine große Zahl anderer, durchweg gut und individuell gezeichneter Personen kennen, zumal die Insassen des Sanatoriums, das immer neue Gäste aufnimmt, jedoch selten den einen oder andern wiederhergestellt entläßt. (Dagegen werden nachts die Toten in aller Heimlichkeit zu Tale befördert.) Hofrat Dr. Behrens selbst, der Leiter der Anstalt, ist ein Leidensgenosse der Kranken, der an seinem Leib die Zeichen des Übels trägt, das er heilen soll, der darum „nicht in klarer Gegnerschaft“ der Krankheit ins Auge blickt. Der Unterarzt Dr. Krokowski offenbart schon in seinen Vorträgen über Krankheit und Liebe, daß es ihm mehr darum zu tun ist, die Gäste an seine Person zu fesseln, als endgültig zu heilen; denn nach seiner Theorie ist

„das Krankheits-symptom verkappte Liebesbetätigung und alle Krankheit verwandelte Liebe“. Castorp kommt im Laufe der Zeit auch mit einer großen Anzahl der Patienten in nähere Berührung, die, zu keiner gesunden Tat fähig, ihr Leben in monotoner Regelmäßigkeit verbringen, und gleicht sich in seinen Gedanken, Wünschen, Träumen, Neigungen und Redensarten immer mehr seiner kranken Umgebung an.

Da sind zunächst die übermütig ausgelassenen, aber unheilvollem Siechtum verfallenen Mitglieder des „Vereins von der halben Lunge“, dann die Tischnachbarn der beiden Vettern, das ältliche schwindstüchtige Fräulein Engelhardt und die schauerlich ungebildete Frau Stöhr, die mit Fremdwörtern um sich wirft, von denen sie kaum eines richtig ausspricht, deren höchster Triumph es ist, wenn sie von den achtundzwanzig Fischsaucen reden kann, die sie zu bereiten verstehe. Auch den italienischen Freimaurer Settembrini, diesen beredten Vorkämpfer für Freiheit, Humanität und moderne Kultur, lernt Castorp gleich anfangs kennen, dazu, neben einer Reihe von mehr untergeordneten Romanfiguren, die Halbastatin Frau Chauchat vom sogenannten „Guten Ruffentisch“, die trotz ihrer nachlässigen Haltung und einiger gesellschaftlichen Unarten auf den jungen Hamburger eine so faszinierende Anziehungskraft ausübt, daß er mit ihr zum Schluß des ersten Bandes eine durch fünfzehn Druckseiten gehende Unterhaltung in französischer Sprache führt und sie endlich in grotesk verstiegene Ausdrücken seiner ewigen, unwandelbaren Liebe versichert.

Schon in seinen früheren Werken, vorzüglich in seinem ersten großen Roman „Buddenbrooks“ war die Darstellungsweise Manns oft bis zur Grenze des ästhetisch Zulässigen und selbst darüber hinaus umständlich, breit und fast erschreckend gründlich. Im „Zauberberg“ ist das wieder so sehr der Fall, daß der Verfasser an die Geduld des Lesers manchmal außerordentliche Forderungen stellt. Der Dichter fühlt das selbst, aber er gibt darauf in seinem „Vor-satz“ (Vorwort) die für ihn bezeichnende Antwort: „Ohne Furcht vor dem Odium der Peinlichkeit, neigen wir der Ansicht zu, daß nur das Gründliche wahrhaft unterhaltend ist“ (I 10). Es steckt ein wahrer Kern in dieser Auffassung; denn wer sich die Mühe nimmt, eine Frage bis in alle Einzelheiten durchzudenken, wird sie für gewöhnlich auch interessant finden. Jedenfalls soll nicht geleugnet werden, daß Thomas Mann trotz einer gewissen, und wohl auch beabsichtigten, altfränkischen Art des Vortrags es wenigstens hier im „Zauberberg“ versteht, auch die längsten philosophischen und fachwissenschaftlichen Erörterungen für alle jene Leser schmackhaft zu machen, die den betreffenden Fragen und Problemen schon an sich Interesse und Verständnis entgegenbringen.

Das zeigt sich besonders im zweiten Band, wo die epische Breite der Darstellung noch uneingeschränkter zur Geltung kommt als im ersten. Ganze Kapitel werden hier zu regelrechten gelehrten Abhandlungen oder Vorträgen, Hans Castorp, der schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Davos von Settembrini, dem Jünger Mazzinis und Darwins, über die verschiedensten religiösen, kulturellen und philosophischen Fragen Belehrung empfängt und, bald allein bald mit andern, über die Begriffe von Zeit, Krankheit, Körper, Leben, Gesundheit, Tod philosophiert, studiert jetzt eifrig Botanik, Mineralogie, Meteorologie, Medizin und Astronomie, sitzt bis in die tiefe Nacht hinein

über seinen gelehrten Büchern und verteidigt als „Zivilist“ gegenüber seinem militärisch eingestellten Vetter in der Politik den Pazifismus.

Auf einem Spaziergang treffen die beiden Vettern in der Gesellschaft Settembrinis ein kleines häßliches Männchen von ungeheurer lebhaftem Geist, vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnissen und erstaunlicher dialektischer Gewandtheit. Es ist Naphtha, der Sohn eines jüdischen Schlächters, jetzt christlicher Kommunist und Verteidiger der rigorosesten, extremsten katholisch-kirchlichen Anschauungen. Er hat seine Gymnasialstudien im Pensionat „Morgens Stern“ in Feldkirch gemacht, ist dann in den Jesuitenorden eingetreten, hat sich in „Falkenburg“ mit glühender Seele dem Studium der scholastischen Philosophie gewidmet, wurde aber dann von seinen Obern als Lungenkranker nach Davos geschickt, wo er in einem Privathause mit seinem wissenschaftlichen Gegner Settembrini zusammenwohnt. Die endlosen, allerdings mit Geist und Gewandtheit, mit Ironie und alles versengendem Sarkasmus geführten Dispute zwischen den beiden geistig ebenbürtigen Kampfhähnen über alle Probleme des Wissens und Könnens endigen meistens mit einer riesigen Konfusion, mit dem „Widerspruch in Potenz“. Durch die Ankunft des reichen Holländers Peeperkorn, in dessen Begleitung Frau Chauchat von neuem auf der Bildfläche erscheint, verlieren die spitzfindigen Wortgefechte der beiden Männer für Gastorp auf längere Zeit fast jegliche Anziehungskraft, und auch die Disputanten selbst begraben einstweilen die Streitart. Nach dem Tode des Holländers und der endgültigen Abreise von Frau Chauchat lebt der Kampf wieder auf und nimmt endlich einen tragischen Ausgang. Der durch eine Bemerkung Settembrinis zur Wut gereizte Naphtha, der übrigens mittlerweile aus dem Jesuitenorden ausgeschieden ist, fordert seinen Gegner zum Zweikampf auf Pistolen. Settembrini nimmt zwar die Forderung an, weigert sich jedoch, die Mordwaffe gegen Naphtha zu richten und schießt in die Luft, worauf sich letzterer selbst eine Kugel durch den Kopf jagt.

Wie man sieht, oder doch aus dem bisher Gesagten schon einigermaßen schließen kann, enthält der große Roman nicht nur scharfgezeichnete Gestalten, Szenarien und Situationen, sondern darüber hinaus gewissermaßen ein ganzes enzyklopädisches Nachschlagebuch von geistvollen Antworten auf alle erdenklichen wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen, politischen, ethischen und sozialen Fragen. Es dürfte schwer halten, auch nur eines von den vielen heute aktuellen Problemen namhaft zu machen, das im „Zauberberg“ nicht ausführlich oder doch in Form von beachtenswerten Bemerkungen kritisch behandelt wird. Glaube und Unglaube, katholische Weltanschauung und Protestantismus, Kirche und Freidenkertum, Mittelalter und Neuzeit, Schule und Analphabetentum, Vaterlandsliebe, Krieg, Pazifismus, Genie, Krankheit, Freimaurerei, Jesuitenorden, Kultur, Fortschritt, Humanität, dazu eine ganze Anzahl von naturwissenschaftlichen Themen — das sind nur einige von den Gegenständen, die im Rahmen dieses Romans ihre Erörterung oder doch ihre flüchtige Beleuchtung finden. Selbst an okkultistischen Sitzungen fehlt es im „Berghof“ nicht, und Thomas Mann betrachtet es als seine selbstverständliche Pflicht, gleich dem Verfasser eines amtlichen Protokolls, alles irgendwie Merkwürdige, das sich bei diesen Zusammenkünften ereignet, peinlich genug zu registrieren.

So wird der große Roman gewissermaßen zum Spiegelbild und Symbol unserer Zeit mit ihrer Vorliebe für das Problematische und Zwiespältige, das Anormale und Defekte, das Pathologische und Okkulte, mit ihrer Grübelsucht und ihrem Hang zur psychologischen Zergliederung, mit ihrem Interesse oder doch ihrer regen Neugierde für alle Fragen des Wissens und Könnens. Aber es ist in der Hauptsache das Bild einer kranken, einer dekadenten Zeit mit allen Zerfallerscheinungen, wie sie tatsächlich für das letzte Jahrzehnt vor dem Krieg kennzeichnend waren und wie sie in weitem Umfange auch auf unsere Nachkriegszeit noch zutreffen. Seelengröße, Selbstüberwindung, Uneigennützigkeit, Reinheit in Gesinnung und Tat, kurz, das wahrhaft Große, Heroische und Heilige, das doch in keiner Periode der Geschichte und bei keinem Volke gänzlich fehlt, kommt im Werke Manns fast nirgends zur Geltung. Selbst die beim ersten Erscheinen sympathische Figur des ritterlichen, sittenreinen Joachim, die edelste Gestalt des ganzen Romans, wird vom Verfasser mit einer feinen Beigabe von Spott und Ironie gezeichnet und läßt so viel von der wohltuend erzieherischen Wirkung ein, die von ihr an sich betrachtet ausgehen könnte. Diesen kranken, halbkranken oder doch geistig irgendwie defekten Menschen, die uns der Dichter vorführt, fehlt der sittliche Ernst, zumeist auch jegliche Kraft zu einer mehr als alltäglichen Tat, ja schon der Mut zum unterschiedenen opferbereiten Wollen. Der Holländer oder Halbindier Peeperkorn, der nach Absicht des Verfassers ein Mann „von großem Format“ sein soll, der aber tatsächlich mit der Moral auf sehr gespanntem Fuße steht, wirkt trotz einiger großen Züge schon durch seine abgerissene Ausdrucksweise mehr komisch als heroisch und endigt nach einer theatralisch anmutenden Abschiedsszene durch Selbstmord. Die Oberin der (weltlichen) Krankenschwestern gleicht nach Aussehen und in ihrem Benehmen weit eher einer Nachteule oder einer Vogelscheuche als einem Engel an Güte und werktätiger Nächstenliebe. Die zwei Anstaltsärzte Behrens und Krokowski sind vom Dichter mit so viel Komik und launiger Satire bedacht, daß der Leser in Verlegenheit käme, wenn er angeben sollte, wo hier die ernste Charakteristik aufhört und die Karikatur beginnt. Daß Mann mit dem unselbständigen, obwohl nicht gerade unsympathischen Hans Castorp keine heroische Persönlichkeit schaffen wollte, wurde bereits angedeutet. Aber auch bei der Vorstellung der übrigen Bewohner des Sanatoriums und der Ortschaft verzichtet der Verfasser auf jegliche Betonung des Übermittelmäßigen oder gar Heldenhaften. Die Lungenkranken sind zumeist oberflächlich angelegte, durch das lange Siechtum nicht gehobene oder geläuterte, sondern vollends eng und kleinlich gewordene Leutchen, die in der kranken Atmosphäre des Kurhauses ein halb vergnügliches, halb grämliches Dasein führen, sich gegenseitig abwechselnd unterhalten, quälen, langweilen, aber trotz aller Trübsal bei Tisch riesige Portionen verzehren, und deren Gedanken in dem ewig gleichen Kreis ihrer körperlichen Bedürfnisse und der durch die Krankheit geförderten erotischen Neigungen und Wünsche sich bewegen. Settembrini und Naphtha machen hierin allerdings eine Ausnahme, doch auch sie lassen Charaktergröße und Gemütsstiefe ganz oder doch fast ganz vermissen. Die Stärke dieser beiden Männer liegt in ihrem gedanklichen Scharfsinn, ihrer dialektischen Fertigkeit, ihrem erstaunlichen Wissen und ihrer Vorliebe für Ironie und beißenden Sarkasmus.

Trotzdem soll nicht behauptet werden, daß es dem geistvollen Schöpfer all dieser in ihrer Art fein und überlegen gezeichneten Gestalten, dem Menschen Thomas Mann, an Tiefe der Auffassung, sittlichem Ernst und ursprünglicher Dichterkraft fehle. Er mag davon persönlich viel besitzen, aber diese Vorzüge treten im „Zauberberg“ kaum in Erscheinung, und der Leser erhält sogar den Eindruck, als ob Mann, der moderne Skeptiker, sich schämte, die Tiefen seines Innern zu offenbaren. Ja es scheint geradezu, daß wo immer sich bei ihm ein Spalt im harten Felsen öffnet und die Goldadern eines reichen Innern unter der Oberfläche zum Vorschein kommen, der Verfasser nichts Eiligeres zu tun hat, als die Öffnung mit allerhand Gestrüpp wieder zu verdecken und die Ergriffenheit des Lesers mit ein paar zynischen Randglossen möglichst gründlich zu zerstören.

Ein Beispiel: Der Tod von Castorps Vetter Joachim wird vom Dichter mit einer gewissen Ehrfurcht und unverhohlener Sympathie für den jugendlichen Idealisten geschildert. Die Anwesenden sind alle tief ergriffen. Schluchzend wendet sich die Mutter des Verstorbenen, Frau Luise Ziemßen, ab, und Castorp drückt an ihrer Stelle dem Toten die Augen zu: auch ihm kommen die Tränen. Und der Dichter? Mit einem Sägschen voll ägendem Sarkasmus macht er der ihm offenbar unerträglich gewordenen „rührseligen“ Szene ein Ende, indem er seinen Helden Castorp über die chemischen Bestandteile der Träne eine naturwissenschaftliche Betrachtung anstellen läßt: „... dies klare Naß, so reichlich-bitterlich fließend überall in der Welt und zu jeder Stunde, daß man das Tal der Erde poetisch nach ihm benannt hat; dies alkalisch-salzige Drüsenprodukt, das die Nervenerschütterung durchdringenden Schmerzes, physischen wie seelischen Schmerzes, unserem Körper entpreßt. Er wußte, es sei auch etwas Muzin und Eiweiß darin“ (II 329 f.). So zerstört bei Thomas Mann der kühle Skeptiker und Spötter, was der gestaltende Dichter aufbaute, und wir suchen vergebens nach einer großen leitenden Idee, die alles Gegensätzliche versöhnen, alles Kantige, Kranke und Brüchige glätten oder mildern, alles innerlich Widerspruchsvolle zu einer höheren Einheit führen könnte.

Zwar nennt der Verfasser in einer Erwiderung auf Angriffe, die von ärztlicher Seite gegen den „Zauberberg“ erfolgten, sein Buch ein erzieherisches Werk und meint, der Roman enthalte einen „korrigierenden Prozeß, den Prozeß der fortschreitenden Desillusionierung eines frommen, eines todesfürchtigen jungen Menschen über Krankheit und Tod“ (Berliner Tageblatt vom 17. Juli 1925, Nr. 335). Aber vielleicht darf man bezweifeln, ob hiermit der Kern der Erzählung richtig angedeutet ist oder überhaupt angedeutet werden sollte; denn geistig gesund und ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft wird Castorp wirklich nicht infolge der weisen Lehren eines Behrens, Krokowski, Settembrini oder Naphta, auch nicht dank der im Sanatorium gemachten praktischen Erfahrungen im Umgang mit Frau Chauchat u. a., sondern ausschließlich durch das aufrüttelnde Ereignis des Kriegausbruchs, das mit einem Schlag aus dem tatenlosen Träumer und Grübler einen willensstarken, für ideale Pflichterfüllung begeisterten Menschen macht — ein Ausgang, der eigentlich bei dem Pazifisten Thomas Mann etwas sonderbar anmutet! Doch selbst in dem Falle, daß man die Erklärung des Verfassers über die erzieherische Wirkung seines Buches gelten läßt, kann

der Art und Weise, wie diese „Desillusionierung“ sich beim Helden vollzieht, wenigstens vom christlichen Standpunkt aus ein sittlicher Wert nicht zuerkannt werden.

So hoch man daher auch diese in der Tat glänzende literarische Leistung eines unserer größten Romanschriftsteller im Hinblick auf das hier zu Tage tretende umfassende Wissen des Autors, auf die Treffsicherheit im Entwurf und in der Ausarbeitung des Zeitbildes, auf die feinsinnige Charakterzeichnung, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die sprachlichen und anderweitigen formellen Vorzüge einschätzen mag — unter dem Gesichtspunkt, den Thomas Mann anscheinend selbst vor allem ins Auge faßte: als Erziehungsroman betrachtet, entläßt das große achtungsgebietende Werk den Leser unbefriedigt.

II.

Der Roman von Thomas Mann spielt in der Schweiz. Es lag indes nicht in der Absicht des Verfassers, den Leser mit der bodenständigen Art und Kultur des Landes bekannt zu machen. In der Tat ist es eine völlig internationale Tischgesellschaft, die sich im „Zauberberg“ zusammensindet. Von schweizerischer Eigenart merkt man im ganzen umfangreichen Buch so gut wie nichts. Die große Erzählung „Papst und Kaiser im Dorf“ von Heinrich Federer wählt ebenfalls das Gebiet der Eidgenossen zum Schauplatz der Handlung, doch bleibt hier die Beziehung der erzählten Geschichte zur Landschaft und deren alteingesessenen Bewohnern nicht eine lose und äußerliche, hier macht die Schilderung von Land und Leuten einen integrierenden Teil des Werkes aus. Absolut gesprochen, könnten sich diese von Federer erzählten Vorgänge auch in einer andern ländlichen Gegend abspielen, doch in der Art, wie sie der Dichter uns vorführt, sind sie ohne die schweizerische Szenerie nicht gut denkbar.

Wie der Titel „Papst und Kaiser im Dorf“ schon ahnen läßt, soll hier der Konflikt zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt in dem engbegrenzten Raum einer Dorfgemarkung zum Austrag gebracht werden. Zwar sind die beiden Gegner: der unendlich seeleneifrige, nur leider arg unkluge, stürmisch angelegte Pfarrer Carolus Bischof und der bedächtige, zäh am Herkommen und den durch das Alter geheiligten Einrichtungen festhaltende greise Ammann Cornelius Bölsch, die im ostschweizerischen Dorfe Lustigern mit einander um Macht und Einfluß ringen, beide im Grunde seelengute, uneigennütige, fromme und rechtschaffene Männer, doch ihre Temperamente und sonstigen Naturanlagen sind so sehr verschieden, und der persönlichen Reibungspunkte gibt es so viele, daß die abwechselnd von dem einen und dem andern angestrebte Versöhnung immer wieder an irgend einem kleinlichen Zufall, einem widrigen Umstand, einem unglücklich gewählten oder doch falsch ausgelegten Worte in tragischer Weise scheitert. Da sowohl der Pfarrer wie der Ammann im Dorfe hohes Ansehen genießen, und jeder seinen Anhang hat, so kommt der Zwist und Streit in der Gemeinde nie zur Ruhe, sondern lodert nach gelegentlichen Atempausen stets von neuem auf der ganzen Linie wieder auf.

Neben dieser Haupthandlung, aber zumeist in engem Zusammenhang mit ihr, spielen sich die Geschicke vieler anderer Personen ab, die schon beim ersten Auftreten die Teilnahme des Lesers wecken und im weiteren Verlauf der Ge-

schichte unser Interesse dauernd fesseln. Gleich anfangs begegnen uns die Kinder des verstorbenen Thäler: das junge, tapfere und kluge Mili und ihre zwei Stiefbrüder, der wortkarge, besinnliche Heli, der immer neue Stickmuster ausdenkt, und anderseits der geschickte, gewandte, freilich auch kalte und seelenlose Maler Johannes, der die Gedanken Helis mit spielender Leichtigkeit zu Papier bringt und durch seine Kopie des Bildes „Ambrosius und Theodosius“ von Rubens den Gegensatz zwischen Papst und Kaiser im Dorf in unheilvoller Weise verschärft. Indirekt trägt zur Verbreiterung der Kluft auch der unsäglich leichtsinnige Julius Thäler, „Schül“ genannt, bei, ein Onkel der Thäler-Geschwister, der als Landstreicher und Musikant mit der Sängerin Silvia, seiner ihm nur bürgerlich angetrauten Frau, eines schönen Tages plötzlich im Dorfe auftaucht, durch sein leidenschaftliches Geigenspiel die Tanzlust in der Gemeinde weckt und dadurch dem armen Pfarrer unendlich viel Kummer, Verdruß und Ärger bereitet.

An der Beseitigung des Zwiespaltes arbeiten dagegen der alte, treuherzige, gelehrte, allerdings auch möglichst unpraktisch veranlagte Kaplan Eusebius, der persönliche Freund von Pfarrer und Ammann; dann der übermütige, scheinbar kraftstrotzende junge Sigi (Sigismund), des Jlgentwirts Sohn, der aus einem vergnügungsfüchtigen Schürzenjäger und blasirten Spötter unter dem Einfluß Milis zum gediegenen, innerlich tüchtigen Mann heranreift, aber als Opfer eines epileptischen Anfalls beim mutvollen Eintreten für Ordnung und Zucht vom hohen Gerüst am Kirchturm herunterstürzt; endlich Mili selbst, die nicht nur im Haushalt Bescheid weiß wie keine Zweite, sondern auch bei aller Achtung für Pfarrer und Ammann sich ihr gesundes Urtheil über die Fehler und Mißgriffe dieser zwei um die Gemeinde hochverdienten Männer wahrt.

Im allgemeinen sind die Frauen, Kinder und jungen Leute Freunde und Bewunderer des Pfarrers, dieses persönlich uneigennütigen, grenzenlos freigebigen Mannes, der neben den geistlichen auch unermesslich viele leibliche Wohltaten spendet, keine Mühe und kein Opfer scheut, wo es gilt die Kranken, Armen und seelisch Zerschlagenen zu trösten, zu unterstützen und innerlich aufzurichten, und der insbesondere bei Gelegenheit der bösen Grippe-Epidemie ohne Rücksicht auf drohende Ansteckung fast seine ganze Zeit an den Betten der Schwerkranken und Sterbenden zubringt. Dagegen stehen die Männer in der Mehrzahl aufseiten des alten Corneli, zumal jene, denen Carolus durch unbedachte Äußerungen und gelegentliche Strenge anläßlich seines Kampfes gegen die Tanzwut zu nahe trat.

Der greise Corneli betrachtet es seinerseits als Pflicht, die wirklichen oder vermeintlichen Rechte der Gemeinde gegen die Neuerungsucht des unruhigen, stets auf Änderung bedachten Pfarrers zu schützen. Zwar schweigt er noch, solange Carolus sich mit minderwichtigen Verbesserungen in Kirche und Gemeinde begnügt. Er läßt es ohne öffentlichen Widerspruch geschehen, daß der Maler Johannes im Auftrag des Pfarrers das Zifferblatt des Turmes neu anstreicht. Als jedoch die Beichtstühle aus dem Chor ins Schiff geschafft werden, erfolgt ein feierlicher Protest des Ammanns im Namen des gesamten Kirchenrats gegen diese Willkürmaßregel des Pfarrers und als weiteres für Carolus unangenehmes Nachspiel ein väterlich kluger Verweis vonseiten seines Bischofs.

Schließlich bringt das Eingreifen der Elemente den Kampf zwischen den zwei Männern zum Austrag. Der Pfarrer will seinen längst geplanten Entschluß, den niedrigen Kirchturm höher zu führen, in die Tat umsetzen. Schon geht das Werk seiner Vollendung entgegen, da entlädt sich ein Ungewitter über der Gegend, ihm folgt ein langandauernder Landregen — und der von liederlichen Maurergesellen schlechtgefügte Neubau bietet den jammervollen Anblick von Zerfall und Zerstörung. Jetzt braucht der bedächtige Corneli nicht mehr zu protestieren: das hat der Himmel besorgt, und die Ereignisse haben dem zähen Verteidiger des Alten recht gegeben. Der Pfarrer verläßt als äußerlich Geschlagener, obwohl Sieger über sich selbst, das ungastliche Dorf, in dem er kaum ein Jahr seines Amtes gewaltet hat. Er soll die Stelle eines Beichtvaters und Spirituals in einem kleinen Nonnenkloster übernehmen. Auf dem Wege zu seinem Bestimmungsort trifft den abgehegten Mann ein Schlaganfall: der Streit zwischen „Papst und Kaiser“ ist beendet.

Federers Buch besitzt den Vorzug einer künstlerisch fruchtbaren Idee, eines klar begrenzten Themas und einer überall erkennbaren und wirksamen, alle Haupt- und Nebenpersonen in ihren Bereich ziehenden Romanhandlung. Das Ringen zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt geht durch die ganze Erzählung, läßt die Anteilnahme des Lesers auch bei den scheinbar etwas entlegenen Szenen und kleinen Abschweifungen des an muntern, launigen Einfällen überreichen Verfassers nie erlahmen und gibt so dem Werk das Gepräge des Einheitlichen, Zielstrebigen, Geschlossenen. Die geschilderten Vorgänge, Ereignisse und Erlebnisse sind durchweg sorgfältig motiviert, die Handlungsweise der einzelnen Personen wird aus ihrer Eigenart, ihrer Gesinnung, aus dem Volkscharakter und den örtlichen Verhältnissen psychologisch zumeist überzeugend begründet, ja selbst die unbelebte Natur ist nicht nur Hintergrund oder Kulisse, sondern greift an einigen Stellen fast wie im Auftrage einer höheren Macht in den Gang der Handlung ein. Dazu nehme man die Frische, Ursprünglichkeit und Treffsicherheit der Sprache, die prächtigen dichterischen aus dem Gegenstande selbst geholten Bilder und Vergleiche, endlich den köstlichen Frohsinn, der trotz sittlichem Ernst und künstlerischem Verantwortlichkeitsgefühl das Ganze durchzieht, und man wird zugeben müssen, daß die Ehrung, die dem Werk und seinem Verfasser durch die Verleihung des Gottfried-Keller-Preises in der Schweiz zuteil wurde, vollauf verdient ist.

Daß Federer mit seiner großen Erzählung alle Wünsche selbst einer etwas anspruchsvollen Kritik befriedigt, soll trotzdem nicht behauptet werden. Auf einige kleinere Mängel und Schönheitsfehler möchte ich hier nicht näher eingehen¹. Wichtiger erscheint mir die Antwort auf die Frage: Um was geht es eigentlich bei dem ganzen Streit zwischen den beiden Dorfgewaltigen? Sind

¹ Die Unflugheit und Ungeschicklichkeit des guten Pfarrers reicht oft bis an die Grenze des psychologisch noch Möglichen. — Der Sigi ist wieder ganz der Typ des eigenmächtigen, verwöhnten und übermühtigen Herrenöhnchens, wie ihn Federer liebt, den aber manche Leser als überbetont empfinden. — Der Schül stellt eine, an sich virtuose, Weiterbildung der Figur des Vaters Spichtiger aus dem „Mätteli-Seppi“ dar, doch ist diese neue Gestalt durch Steigerung ihrer unruhigen, ewig beweglichen Eigenart schließlich so rückgratlos und molluskenhaft ausgefallen, daß sie nun bei der Lektüre statt Sympathie und freundliche Teilnahme fast so etwas wie ein Gefühl des Überdrußes und des Unwillens auslöst.

es große, deutlich ausgesprochene, sind es vor allem grundsätzliche Verschiedenheiten, die hier in Betracht kommen? Sind es Beweggründe und Belange von entscheidender Bedeutung für Kirche und Staat? Nein, es sind in der Hauptsache nicht prinzipielle, sondern persönliche, zum Teil sogar recht kleinliche Streitpunkte und Gegensätze, die im Kampf eine so große Rolle spielen. Das ist kein Ringen zwischen zwei Weltanschauungen, noch weniger ein hartes Zusammenstoßen von Gut und Böse, eine Machtprobe zwischen Himmel und Hölle. Man mache doch nur den Versuch und stelle die beiden Hauptfiguren nebeneinander, entferne oder mildere ihre persönlichen Absonderlichkeiten, ihre Ecken und Kanten und alle Auswüchse ihres Temperaments, lasse ihnen aber ihre grundverschiedenen Anlagen, nur denke man sich diese letzteren etwas besser gezügelt und beherrscht — es dürfte kaum noch ein nennenswerter Rest von Konfliktsstoff übrig bleiben, und dem gedeihlichen Zusammenwirken zwischen „Papst und Kaiser“ stände nichts mehr im Wege.

Damit ist nun doch wohl eine gewisse Schwäche des Romans zugegeben, die eine rückhaltlose Bewunderung vom ästhetischen, und vielleicht auch vom ethischen, Standpunkt aus nicht recht aufkommen läßt. Wenn die persönlichen Momente alles Grundsätzliche ganz in den Schatten stellen und verdrängen, dann bleibt das Schauspiel eines geistigen Ringens zwischen zwei charakterstarken Männern zwar immer noch spannend und menschlich interessant genug, zumal wenn ein Meister der Darstellung, wie Federer es uns vor Augen führt, aber die weiterreichende, allgemeingültige Bedeutung, die wir schon mit dem Begriff des Kampfes zwischen Kirche und Staat verbinden, werden manche Leser des prachtvollen Buches vermissen.

* *

Es sollte hier nicht der Versuch gemacht werden, die beiden Romane von Mann und Federer miteinander zu vergleichen, noch weniger den einen Dichter gegen den andern auszuspielen; dafür sind die Bücher nach Anlage und Ausführung zu grundverschieden. Von dem gewaltigen wissenschaftlichen Material, das der norddeutsche Romanschriftsteller in seinem Werke verwertet, gewahren wir in Federers ansprechend schlichter Erzählung kaum eine Spur. Andererseits bietet der Schweizerdichter eine zusammenhängende Geschichte, eine nach bestimmtem Plan geordnete Folge von Begebenheiten und Ereignissen mit (selbstverständlich dichterisch freier) Exposition, Verwicklung und Lösung, während bei Mann die äußern Geschehnisse eine verhältnismäßig geringfügige Rolle spielen und der Nachdruck auf der Schilderung von Zuständen und der Erörterung von Problemen, strittigen Auffassungen und gelehrten Fragen liegt. Daß im „Zauberberg“ das Zeitbild im Vordergrund steht, während es sich in „Papst und Kaiser im Dorf“ fast ausschließlich um Menschenchicksale handelt, ist nur eine natürliche Folge jener verschiedenartigen Einstellung der beiden Dichter.

Anfechtbar, oder doch mangelhaft begründet, bleibt in beiden Romanen der Schluß. Er macht hier wie dort eher den Eindruck eines gewaltsamen Abbruchs, eines eigenmächtigen Zerhauens des Knotens, als einer innerlich motivierten, harmonischen, ungekünstelten Lösung. Fast möchte man von einem Verlegenheitsmittel sprechen, zu dem die beiden Schriftsteller ihre Zu-

flucht nahmen, da sie sonst keine Möglichkeit sahen, ihre Hauptpersonen vom Schauplatz verschwinden zu lassen. Für Thomas Mann lag eine gewisse historische Berechtigung des schroffen Ausgangs seines Romans in der Tatsache, daß jene Zeit, die er in der Hauptsache schildern wollte, mit dem Ausbruch des Weltkriegs ihr jähes Ende fand. Federer ist uns meines Erachtens die künstlerische Begründung seines Romanabschlusses zwar nicht ganz, aber doch bis zu einem gewissen Grade schuldig geblieben. In einer Hinsicht besitzt Federer allerdings einen unleugbaren Vorsprung gegenüber seinem gefeierten Kollegen. Es ist der Vorteil, den die feste Grundlage einer objektiv gesicherten, lückenlosen Weltanschauung und der damit gegebene gesunde Optimismus dem katholischen Dichter verschafft. So tragisch der Ausgang seiner großen Erzählung auch anmutet, von dem pessimistischen Unterton, den wir bei Mann oft in den schönsten Partien deutlich vernehmen, ist selbst in jenen Schlußkapiteln nichts herauszuhören, und in seinem ganzen an Abwechslung und neuen Motiven reichen Werk weht nicht der bei aller imponierenden Überlegenheit doch schließlich erkältende Nordwind von Ironie und Skeptizismus, sondern der erfrischende Hauch eines muntern, schalkhaften Humors, der alle Gestalten und Gegenstände, mit denen der geistsprühende Erzähler in Berührung kommt, erwärmt und belebt und den Leser statt im Zauberbanne eines internationalen Sanatoriums in der gesunden, behaglichen Nähe des bei all seinen Fehlern, Schroffheiten und Ecken doch ursprünglich tüchtigen, von der überfeinerten Kultur noch unverdorbenen Landvolkes — bei den alteingesessenen Bewohnern eines echten Schweizerdorfes — festhält.

Mois Stockmann S. J.